

Der Inquisitor

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 9

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-502243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Herrgotts unterschiedliche Kostgänger



Jedesmal wenn ich meiner Großmutter von Leuten berichtete, die just das Gegenteil dessen darstellten, was man uns in Schule, Elternhaus und Kirche als Muster vorgestellt hatte, speiste sie mich mit der Erklärung ab: «Unser Herrgott hat halt verschiedene Kostgänger.» Ich fand das komisch. Heute verstehe ich den Spruch; er hat allem nach ewige Gültigkeit. Wie das folgende beweist:

In Leopardenpelzen

Die Seegfröni brachte es an den Tag. Meine Nachbarin belehrte mich, Nerzmäntel als Zeichen des Man-hat's-und-vermag's seien passé. Wer nicht auf Kleingeld angewiesen sei, schleiche im Leopardenzpelz daher. (Die Formulierung stammt von mir; ich kann doch nicht schreiben, man rausche in einem Pelz daher.) Kaiserin Farah Diba von Persien trage einen solchen, aber auch ungekrönte Damen wie Jacqueline Kennedy und Elizabeth Taylor hätten sich einen Leopard zu- und umgelegt. Bevorzugt seien Somali-Leoparden. Wegen ihres seidigen Glanzes und der Gleichmäßigkeit der Zeichnung. Die natürlichen Pelzträger in Gestalt von Tieren seien kaum mehr aufzutreiben. Die Nachfrage sei gewaltig angestiegen, seitdem der Nerz als «verbürgerlicht» betrachtet werden müsse. Weil zu viele Nerzmäntel getragen werden, ganz abgesehen davon, daß die massenhaft produzierten Zuchtnerze den Vergleich mit den originalen Wildnerzen nicht aushalten. Ein Leopardenzmantel koste in New York «bis zu 10000 Dollar». Es werde, so meinte meine Nachbarin, nicht mehr lange dauern, bis man auch in der Schweiz ... «Diese Nachäfferei kennen wir», unterbrach ich meine Gesprächspartnerin höchst unanständig und fügte hinzu: «Eigentlich wären Affenzpelze passender, nur weiß ich nicht, ob sie teuer genug sind.» – Womit das Gespräch zu Ende war.

In Fürsorge-Skischuhen

Eine Erinnerung und eine Beobachtung gaben Peter von Roten Anlaß, im «Walliser Boten» den Wandel der Zeiten und der Denkart an zwei Beispielen zu illustrieren:

«Als vor Jahren in Raron an der Bürgerversammlung die Gemeinderechnung durchgesprochen wurde, figurierte unter den Ausgaben der Gemeinde ein Paar Schuhe. Da erhob sich ein Bürger und frug in ironischem Ton, wo man denn auf Kosten der Gemeinde Schuhe haben könne. Es stellte sich heraus, daß es sich um ein Paar Schuhe handelte, die ein Mitbürger gebraucht hatte, um ins Militär gehen zu können. In diesem Fall sieht das Gesetz vor, daß die Gemeinde einem Mittellosen die Schuhe zahle.

An diese ungefähr 20 Jahre zurückliegende Episode mußte ich im Dezember 1962 denken, als ich in Basel eine Bekannte traf. Sie stieg aus ihrem Karman Ghia, den sie von ihrem Schwiegervater auf Weihnachten erhalten hatte, und schritt mit ihrem Töchterchen an der Hand ins Schulfürsorgeamt. Sie gehe über Neujahr nach Arosa zum Skifahren und hole nun für ihr Kind Ski und Skischuhe beim Fürsorgeamt. Alle Kinder, die Skifahren wollten, könnten bei der Stadt leihweise Skischuhe und Skier holen.

Ich mußte in meinem Kopf eine Parallele ziehen zwischen den zwei Fällen: Hier die traditionelle Reaktion des unabhängigen Bürgers, der sich baß darüber wunderte, daß irgendein Mit-

bürger von der Gemeinde Schuhe erhalten soll – dort die selbstverständliche Inanspruchnahme von Fürsorgeeinrichtungen durch jemanden, der es nicht nötig hat. Während der Walliser es gewissermaßen noch als eine Schande und Demütigung empfand, von der Gemeinde irgendetwas in Empfang zu nehmen, ist es für eine sehr begüterte Baslerin nicht zum mindesten mehr anstößig, daß das Gemeinwesen ihrem Kind Skier und Skiausrüstung zur Verfügung stellt, um Ferien in den Bergen zu verbringen.»

In getragenen Hosen

Mistress Margaret Youings heißt die Hausschneiderin der Königin Elisabeth. Sie stand kürzlich im Mittelpunkt einer aufregenden Sensation und Diskussion. Unter der Bevölkerung Londons machten zwei Fotos die Runde. Es sah ganz danach aus, als müßte der kleine Prinz Andrew die Kleider, die sein größerer Bruder Charles getragen, bis sie ihm zu klein wurden, noch austragen. Und das in einer Königsfamilie! Die Diskussion gipfelte in der feierlichen Anfrage einer Londoner Zeitung: «Trifft die Vermutung zu? Handelt es sich tatsächlich um die nämlichen Kleidungsstücke?» Und die königliche Hausschneiderin antwortete frei und frank, ohne Erröten, ohne Ausrede oder Entschuldigung mit einem klaren Ja.

(Gaudenz Freudenberger, der fünf Brüder hatte, trug mindestens fünfmal in seinem Leben eines größeren Bruders noch guterhaltene Hosen aus. Er war glücklich, wenn er sie nicht so schonen mußte. Heute würde er es nicht wagen, einem Bettler eine getragene Kleidung anzutragen. Und Königskinder gibt es in der Schweiz nur in den Illustrierten.)

Der Inquisitor

Sogar wir Literaten haben anzutragen und sind gezwungen, ihm, der kritisch uns durchschaut, Bescheid zu geben über alles, was wir haben, wobei er uns fixiert und offenbar nicht traut.

Wir selber, selbst wenn ohne Grund, uns aufzuregen, sind leicht befangen vor dem Mann, der uns befragt, weil er konstant versucht, uns dazu zu bewegen, daß man ihm ohne Vorbehalt die Wahrheit sagt.

Auch wenn wir emsig uns bemühen, ihm zu dienen, bleibt er der amtlich-skeptisch kühle Kommissär und macht die Audienz, zu welcher wir erschienen, zum voraus unheilsschwanger und gewitterschwer.

Man kommt sich vor, als stünde man vor einem Richter, obgleich er höchst human gestattet, daß man sitzt; er sieht in dir den Defraudant und nicht den Dichter, der ehrlich Auskunft ihm erteilt und nichts verschwitzt.

Drum will er, daß selbst dieser lyrische Erguß, so billig er auch klingt, versteuert werden muß.

Fridolin Tschudi